

HEYNE <

Das Buch

In den Bars von San Francisco sucht die bildschöne Helen nach der perfekten Liebe. Mal blond, mal brünett und nie ohne ihre wahre Augenfarbe hinter farbigen Kontaktlinsen zu verstecken, wickelt sie die Männer reihenweise um den Finger. Leider machen alle diese Männer früher oder später einen Fehler – und bezahlen dafür unausweichlich mit dem Leben. Helens Suche nach Liebe ist regelrecht zur Obsession geworden.

Rose Burke von der Mordkommission des San Francisco Police Department erkennt zwischen den Morden bald einen Zusammenhang. Doch handelt es sich bei dem Täter wirklich um eine Frau? Während Rose zusammen mit ihrem Partner Joshua die Ermittlungen führt, kämpft sie privat um ihre Ehe und mit der eindeutigen Ursache ihrer Morgenübelkeit.

Frank Devlins außergewöhnliches Thrillerdebüt ist der Auftakt einer Serie, die mit psychologischem Spürsinn, großartigen Figuren und wunderbaren Dialogen glänzt.

Der Autor

Frank Devlin ist das Pseudonym für den amerikanischen Autor Tim Farrington, der mit drei literarischen Romanen bereits für Aufsehen gesorgt hat. *Schnelle Beute* ist der Auftakt einer Krimiserie, in denen er, ähnlich wie etwa Dennis Lehane, eine tiefe Faszination für seine Figuren und deren innere Motive weckt. Devlin lebt in Virginia Beach, Virginia.

FRANK DEVLIN

SCHNELLE BEUTE

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Claudia Gliemann und Thomas A. Merk

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
LOVE IN ALL THE WRONG PLACES

Die Zeilen aus »A Drunken Man's Praise Sobriety« von W. B. Yeats wurden mit freundlicher Genehmigung von Scibne, einem Imprint der Simon & Schuster Adult Publishing Group abgedruckt. © 1940 by George Yeats, copyright renewed © 1968 by Bertha Georgie Yeats, Michael Butler Yeats and Anne Yeats.

Copyright © der Übersetzung von »Der alte Seemann« von Samuel Taylor Coleridge by Wolfgang Breitwieser 1959.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Dasfür dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden

Redaktion: Frauke Severitl
Taschenbuchausgabe 10/2007
Copyright © 2001 by Tim Farrington
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Umschlagillustration: Gregor Schuster
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Gesetzt aus der Minion
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
www.heyne.de

ISBN: 978-3-453-72159-3

FÜR IAN DANIEL CURLE

1979 – 2002

MIT ALL MEINER LIEBE

O mind your feet, O mind your feet
Keep dancing like a wave
And under every dancer
A dead man in the grave

W. B. Yeats

1

ER SAH SO SCHÖN AUS, als er die Bar betrat, und einen Augenblick lang bedauerte Helen, dass er sterben musste. Sie wusste zwar noch nicht, wie er hieß, aber trotzdem war ihr seit fast einer Woche klar, dass er der Richtige war. Am vergangenen Montag hatten sich ihre Blicke getroffen. Erst einmal, dann ein zweites Mal. Sie hatte es langsam angehen lassen, wie immer in den Nächten, in denen sie ihr Netz auswarf. Sie hatte so lange mit einer leeren Bierflasche gespielt, bis er ihr endlich eine neue spendierte. Kaum hatte der Barkeeper die Flasche vor sie hingestellt, war er auch schon vom anderen Ende des Tresens zu ihr gekommen und hatte sich neben sie gesetzt. Bescheiden, scheu und fast ein wenig ängstlich, wie sie fand, aber trotzdem einer, der sich leicht ermutigen ließ. Er hatte sanfte, braune Augen wie ein Koalabär und ein freundliches, erwartungsvolles Gesicht. Am liebsten hätte sie seine perfekt geformten Ohren berührt und mit dem Finger den exakt ausrasierten Rand seines Yuppiehaarschnittes nachgezeichnet. Aber dann hatten sie sich doch nur darüber unterhalten, dass die einheimischen Biere den ausländischen relativ wenig entgegenzusetzen hatten. Er schien sehr konkrete Ansichten über Bier zu haben, was Helen lächerlich fand. Aber was konnte sie

schon von einem Mann erwarten, den sie in einer Bar aufgabelte?

Er war bereits über das Alter hinaus, in dem man beim Bestellen von Alkohol nach dem Ausweis gefragt wird, und sein schwarzes Haar, das an der Stirn schon ein wenig dünner wurde, hatte er sorgfältig gekämmt und mit Gel in Form gebracht, um das Unvermeidliche zu kaschieren. Er war müde von der Arbeit bei irgendeiner Investmentfirma, aber als er merkte, dass sie sich für ihn interessierte, wurde er wieder munter. Erst redete er lächerliches Zeug über Autos und die Giants, und schließlich, als sie ihn gerade abschreiben wollte, fing er an, vom Angeln zu erzählen, was seine große Leidenschaft zu sein schien. Mit strahlenden Augen beschrieb er, wie begeistert eine Forelle in Montana nach seinen selbst gefertigten Fliegen geschnappt hatte, und Helen betrachtete dabei sein Gesicht und dachte: Vielleicht wirst du auch für mich eines Tages eine solche Leidenschaft empfinden.

Im Spiegel hinter der Bar hatte sie ihre Frisur überprüft und zufrieden festgestellt, wie perfekt ihre erst kürzlich platinblond gefärbten Haare saßen. Es war ein einfacher Schnitt, kurz, mit einer leichten Jean-Harlow-Welle. Helen mochte die Phasen, in denen sie blond und blauäugig war, und in ihrer tief dekolletierten silbernen Glitzerbluse, die sie nur als Blondine trug, sah sie aus wie eine Schönheitskönigin: Miss Iowa mit Lachfalten. Ihr enger, schwarzer Rock brachte ihre schönen, langen Beine wunderbar zur Geltung, und ihre Füße, die in hochhackigen schwarzen Pumps mit Stilettoabsätzen steckten, hatte sie so angewinkelt, dass ein Mann das durchaus als eine Einladung zum Geschlechtsverkehr auffassen konnte. Als Duft hatte sie L'Air du Temps gewählt, und der einzige Schmuck, den sie trug, waren dezente Kreolen aus Echtgold, die gut zu ihren mit Kajal nachgezogenen

und mit einem kühlen, blauen Lidschatten versehenen Augen passten. Eigentlich war sie viel zu elegant gestylt für diese Bar, aber warum sollte sie kostbare Zeit vergeuden?

Weil sie darauf am besten angesprungen war, hörte der Knabe gar nicht mehr auf, übers Angeln zu reden. Ein einfaches Gemüt. Helen nickte, streichelte ihn mit Blicken und gab ihm eine halbe Stunde lang das Gefühl, dass er an diesem Abend einen Glückstreffer gelandet hatte. Dann trank sie ihr Rolling Rock mit einem Schluck aus und knallte die Flasche in einer Art und Weise auf den Tresen, dass sich ihre Mutter im Grab umgedreht hätte. Er wollte schon nach seinen Autoschlüsseln greifen, aber sie schüttelte den Kopf, lächelte ihn an und sagte, dass sie jeden Freitagabend hier sei. Vielleicht würden sie sich ja wiedersehen.

Und natürlich war er am Freitag wieder da. Er trug eine sauber gebügelte graue Hose und ein schwarzes Seidenhemd, an dem ein Knopf zu viel offen stand. Obwohl er sie sofort entdeckte, als er hereinkam, gab er sich betont gelassen. Helen hasste das, dieses überflüssige Umherblicken zwischen den anderen Gästen, dieses gespielte Wiedererkennen. Die gekünstelte Überraschung bei ihrem Anblick. Selbst als er ihr ganz bewusst zeigte, wie sehr er sich über das Wiedersehen freute, wirkte das viel zu übertrieben und aufgesetzt. Sie hätte ihn viel sympathischer gefunden, wenn er einfach direkt auf sie zugegangen wäre und sich damit eine gewisse Blöße gegeben hätte. Trotzdem konnte man mit ihm etwas anfangen.

Vielleicht wirst du mich lieben, dachte sie, als er quer durch die Bar auf sie zukam. Dabei schien er noch immer nicht alles auf eine Karte zu setzen und sah so aus, als könnte er sofort auf einen anderen Barhocker zusteuern, falls sie sich wider Erwarten doch nicht an ihn erinnern würde. Helen warf ihr glänzendes Haar in den Nacken, lächelte ihn ver-

führerisch an und dachte abermals: Vielleicht wirst du *mich* lieben.

Er hieß Henry, und seine Wohnung in Marina war bescheiden, aber ordentlich, eine Junggesellenbude ohne viel Anspruch oder persönliche Note. Es gab nur ein einziges Bücherregal, in dem neben gebundenen Sonderausgaben von Dean Koontz und Stephen King ein utopischer Bestseller über die Zukunft des Internet und einige Computerhandbücher standen, sowie als irgendwie rührender Kontrast dazu eine alte Familienbibel. Die Möbel waren modern und unauffällig und passten nicht sonderlich gut zusammen. Auf Helen machten sie den Eindruck, als hätte er sie nacheinander bei verschiedenen Räumungsverkäufen erstanden. Der einzige Einrichtungsgegenstand mit einem gewissen Charme war ein alter, über die Jahre schon ein wenig blind gewordener Spiegel in einem vergoldeten Queen-Anne-Rahmen. Ein Erbstück von seiner Großmutter, erklärte Henry, der offenbar der Meinung war, der Spiegel passe nicht zu einem hippen Großstadtmenschen wie ihm. Helen hingegen fand, dass der vermeintliche Stilbruch Henry eher sympathisch machte. Sie mochte Männer, die sich Erbstücke ihrer Großmütter an die Wand hängten.

Der Kühlschrank roch nach Fisch und war angefüllt mit Pappboxen vom Chinesen und deutschem Bier aus kleinen Brauereien. Henry gab Helen eine grüne Flasche mit einem unaussprechbaren Namen auf dem Etikett und versicherte ihr, dass dieses Bier einfach ein Gedicht sei.

»Unter einem Gedicht stelle ich mir bestimmt kein Bier vor«, sagte Helen.

Henry lachte unsicher. Sie wusste, dass er ihr gleich noch mehr über sein dämliches Bier erzählen würde, vielleicht da-

rüber, wie er es in einer entzückenden kleinen Brauerei im Schwarzwald entdeckt hatte. Um ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen, stellte sie die Flasche auf den Couchtisch und machte einen Schritt auf Henry zu, der daraufhin sofort aufhörte zu reden. Sie streckte eine Hand aus und fuhr mit ihrem Zeigefinger von seinem Adamsapfel hinunter bis zum ersten zugeknöpften Hemdknopf. Seine Brust war herrlich glatt. Nicht muskulös, aber warm und straff. Helen merkte, wie sein Atem sich beschleunigte.

»Meine Haut hat Hunger«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Meine Haut hat Hunger. Jeder von uns sehnt sich danach, berührt zu werden. Erst durch die Berührung eines anderen Menschen spüren wir, dass wir leben.« Unter der Bewegung ihres Fingers hatte er tief eingeatmet und seinen ansatzweise vorhandenen Bauch eingezogen. Ein Mann mit starren Vorstellungen darüber, was einen Mann ausmachte. Helen beschrieb mit ihrem Finger einen sanften Kreis unterhalb seines Herzens und sah ihm dabei in die lieben, braunen Koalabärogen.

»Ganz locker«, sagte sie. »*Entspann dich.*«

»Du bist ... so schön«, flüsterte er. »Ich kann es kaum glauben ...«

Er verstummte, und Helen empfand einen ersten, sengenden Anflug von Mitleid. Und von Zärtlichkeit, diesem überaus gefährlichen Gefühl. »Dass eine Frau wie ich mit einem Schwachkopf wie dir ins Bett gehen will?«

Er lächelte trübselig. Und obwohl ihm ihre Offenheit sichtlich wehtat, nickte er. Tapfer weggesteckt, dachte sie. Auf einmal kam er ihr ganz real vor; ihre Berührung hatte ihn in dem Augenblick, in dem sich seine Haut unter ihrer Fingerspitze zusammenzog, real werden lassen. Helen ließ ihren

Finger wieder zur Mitte seiner Brust wandern, legte ihm die flache Hand aufs Herz und spürte, wie heftig es schlug. Dabei betrachtete sie sich und ihn im Spiegel seiner Großmutter. Sie passten überhaupt nicht zueinander: Ein platinblonder Panther und ein treuherziger Labrador in einem schwarzen Seidenhemd. Er war so ernst, so wohlmeinend und so zuversichtlich in seiner hündischen Liebenswürdigkeit. Und er stand auf so hoffnungslos verlorenem Posten mit seinen schlichten Bemühungen, sie zu verführen. Erneut überkam Helen ein unangenehmer Anflug von Mitleid.

»Ich werde dir ein Geheimnis verraten, Henry«, sagte sie. »Ich glaube zwar nicht, dass es dir weiterhelfen wird. Aber vielleicht täusche ich mich ja.«

»Ich bin ganz Ohr«, sagte er. Er hatte wirklich ausgesprochen liebe Augen.

»Eigentlich sind es ja zwei Geheimnisse. Sogar drei. Zum Teufel, Henry, ich werde dir so viele Geheimnisse verraten, wie du vertragen kannst.«

»Ich bin ganz Ohr«, beteuerte er abermals, und er meinte es auch so.

Am liebsten hätte sie ihn auf der Stelle geküsst, aber stattdessen knöpfte sie ihm den dritten Hemdknopf zu. Henry machte ein leicht enttäushtes Gesicht. Andersherum hätte er es wohl lieber gehabt. Ein einfaches Gemüt, eben. »Geheimnis Nummer eins«, sagte sie. »Jeder weiß, dass du eine Brust hast, Henry, aber nur wenige wollen sie auch sehen.«

Er schluckte ergeben und nickte.

»Bereit für das nächste Geheimnis?«

»Nur zu.«

»Also gut: Geheimnis Nummer zwei: Du bist kein Schwachkopf.« Henry lächelte sein unsicheres Lächeln. »Wirklich nicht. Aber ich denke, du legst dich zu sehr ins

Zeug. Du vergeudest zu viel Zeit mit albernem Dingen, und vielleicht fehlt es dir auch an Fantasie. Aber du bist ein lieber Mann. Ein guter Mann.«

»Dieses Geheimnis gefällt mir«, sagte Henry und lächelte schon etwas zuversichtlicher.

»Ich habe noch mehr.«

»Werden sie besser?«

»Sie werden gefährlicher.«

»Dann sollten wir jetzt vielleicht damit aufhören, so lange ich noch in Führung liege.«

Du liegst nicht in Führung, dachte sie. Aber sie sagte nichts und wartete ab. Henry, dem der spöttische Schlagabtausch wieder Auftrieb gegeben hatte, maß sie mit einem Blick, den seine üblichen Frauenbekanntschaften möglicherweise als kühn bezeichnet hätten. Helen hielt ihm unbeeindruckt stand, wohl wissend, dass sich ihre Augen hinter kühlen, blauen Kontaktlinsen verbargen und ihr getöntes Haar metallisch schimmerte wie eine Messerklinge. Henry senkte den Blick, und seine Unbeschwertheit geriet ins Wanken, als er bemerkte, dass Helen die Bierflasche einfach so auf den Couchtisch gestellt hatte. Er eilte hinüber und schob einen Untersetzer darunter, und auf einmal tat es Helen nicht mehr Leid, dass er sterben würde.

Während Henry um die Rettung seines Couchtischs bemüht war, trat Helen an das große Fenster und sah hinab auf die Chestnut Street. Bald würde sie wieder dort unten sein, zurück in der Dunkelheit, wo sie sich nicht mehr verstellen musste. Dieser Gedanke wirkte beruhigend, und sie fragte sich, ob sie deshalb schon ein böser Mensch war.

Hinter ihr hantierte Henry schweigend im Wohnzimmer herum. Er schob eine CD in seine teure Stereoanlage, und kurz darauf erfüllten die Klänge von Ravels *Bolero* gnadenlos

den Raum. Er drehte den Dimmer der Stehlampe auf die niedrigste Stufe und schaltete das Deckenlicht aus. Alles würde nach Schema F ablaufen, und zwar ohne hässliche Ringe auf den Möbeln. Als er schließlich ans Fenster kam, sich hinter sie stellte und ihr die Hände auf ihre nackten Schultern legte, waren seine Finger von der Bierflasche noch ganz kalt. Helen schloss die Augen und hoffte, dass sie sich erwärmten, bevor sie richtig zur Sache gingen.

»Soll ich dir noch ein Geheimnis verraten?«, fragte sie, ohne sich umzudrehen.

»Warum nicht?«, erwiderte Henry und vergrub seine Nase in ihrem Nacken.

»Es geht nicht um Sex, Henry.«

»Natürlich nicht«, sagte er, um sie bei Laune zu halten. Froh darüber, dass die Dinge wieder ins Laufen gekommen waren, fasste er sie an den Schultern, drehte sie herum und küsste sie ziemlich gekonnt: eine warme Berührung der Lippen, gefolgt von einer flinken, neugierigen Zunge. Seine Hände glitten hinab zu ihren Ellenbogen, was sie erregend fand, und weiter zu ihren Brüsten. Ohne es zu wollen, begann sie leise zu stöhnen.

»Und wie lautet nun das Geheimnis?«, fragte er lächelnd.

»Das war das Geheimnis, Henry.«

»Aha!«, sagte er und küsste sie noch einmal ganz sanft, um ihr zu zeigen, dass es auch ihm nicht um Sex ging.

»Du riechst so gut«, hauchte er in ihr Haar. »Du riechst nach –«

»Jasmin und Gardenie, mit einem pfeffrigen Hauch von Rosen auf einem Fond aus Sandelholz und Iris«, sagte Helen.

»Können wir jetzt weitermachen?«

Sein Schlafzimmer war der einzige Raum in der Wohnung,

in dem ein einheitlicher Stil herrschte. Hier gab es keine Erbstücke von der Großmutter mehr, hier ging es definitiv um Sex. Auf dem französischen Bett, das von zwei Amor-Nachttischlampen mit roten Schirmen flankiert wurde, lag eine Tagesdecke aus zinnoberrotem Samt. Die Wände waren in einem schreienden Karmesinrot gestrichen, das sich, als Henry die Deckenlampe herunterdimmte, in die Farbe dunklen Blutes verwandelte. Mit einer Fernbedienung schaltete er die Stereoanlage an, aus deren Lautsprechern sofort ein verträumtes Klavierstück von Chopin plätscherte. Helen kam es so vor, als hätte Henry nach einem Werbespot im Teleshopping-Kanal für jedes Zimmer eine CD mit dem Titel *Klassik für romantische Stunden* bestellt. Dass im Hintergrund die Anlage im Wohnzimmer noch immer den *Bolero* herunternudelte, war dem Klaviergeklimper nicht gerade förderlich. Helen überlegte kurz, ob sie Henry einen Tipp zur Verfeinerung seiner Verführungstechnik geben sollte, aber dann fiel ihr ein, dass es für ihn keinen Sinn mehr hatte.

An den Wänden hingen erstaunlicherweise Poster von Georgia O'Keefe: eine riesige, purpurrote Petunie, ein Beckenknochen vor blauem Himmel sowie über dem Kopfende des massiven Mahagonibettes eine stark an eine Vagina erinnernde Lilie. Die Schiebetüren des Kleiderschranks waren mit vom Boden bis zur Decke reichenden Spiegeln verkleidet, die den Raum zwar größer, aber auch irgendwie voll gestellt und damit klaustrophobisch eng erscheinen ließen. Auch über dem Bett hing ein Spiegel, den die warmen, an frisch angefachte Glut erinnernden Rottöne des Zimmers wie ein Fenster zur Hölle wirken ließen. An einer Wand stand ein großer Fernseher, der zum Glück nicht eingeschaltet war.

An der Tür hielt Henry inne und sah Helen derart erwar-

tungsvoll an, als hätte er sie soeben in Tutanchamuns Grabkammer geführt.

»Dieses Zimmer spricht eine eindeutige Sprache!«, sagte Helen.

»Es ist mein kleines Refugium«, verteidigte sich Henry.

»Na ja, ein Forellenbach ist es nicht gerade, was?«

Er lachte. Sein Unmut war schnell verflogen, woraufhin Helen einen Augenblick lang dachte, dass es vielleicht doch noch Hoffnung gab. Sie strich ihm zärtlich über die Wange, und er legte sein Gesicht in ihre Hand und schloss die Augen wie ein Kind.

»Wer hat dir das Angeln beigebracht?«, fragte sie.

»Mein Großvater«, antwortete er knapp. Offenbar wollte er seine Leidenschaften nicht durcheinander bringen.

Helen wartete, bis Henry die Augen öffnete und sie treuherzig ansah. »Er hatte eine Hütte östlich von Billings«, sagte er. »Das Angeln war für ihn eine Art Religion. Mein Vater hat sie gehasst, die Angelei. Er hat nie verstanden, wieso sich jemand den Arsch abfriert, bloß um etwas aus dem Wasser zu ziehen, das nicht mal richtiges Fleisch auf den Gräten hat. Aber ich war jeden Juli zwei Wochen mit meinen Großeltern auf der Hütte.« Er lächelte verklärt. »Mein Gott, wie wunderbar meine Großmutter die Forellen zubereitet hat.«

»Es muss nicht immer ums Essen gehen«, sagte Helen, und Henry sah sie durchdringend und fast hoffnungsvoll an. »Manchmal geht es nicht einmal darum, dass man etwas fängt.«

Er dachte länger darüber nach, als nötig gewesen wäre. Sie fragte sich, ob er ihr damit auf seine ungeschickte Art ein weiteres Kompliment machen wollte – *siehst du, ich nehme dich ernst* –, aber dann entschied sie, dass er sich einfach Zeit ließ. Das gefiel ihr. Sie stellte ihn sich an einem seiner Forel-

lenbäche vor, wo er in aller Ruhe über die rastlose Welt nachdachte und an einer einsamen Stelle die Angel auswarf.

Schließlich sah er ihr wieder in die Augen, hob seine rechte Hand und berührte sie an der Wange – zögernd, behutsam, sogar ein wenig fragend, als sähe er sie zum ersten Mal. Helen strich ihm abermals sanft über die Wangenknochen und erwiderte seinen Blick. Eine Weile blieben sie so stehen und sahen sich an. Der Chopin war zu laut, das Zimmer zu rot, und aus dem Wohnzimmer schallte immer noch der verdammte *Bolero* herüber. Auf dem Nachttisch lag eine zweite Fernbedienung, offenbar die eines im Fernseher eingebauten Videorecorders, der garantiert schon vorsorglich mit einem geschmackvollen Softporno bestückt war. Wenn Helen zu weit ging, würde er vielleicht noch eine ausgestopfte und präparierte Forelle aus dem Schrank holen und an die Wand hängen. Aber im Augenblick – nur in diesem Augenblick – war alles in Ordnung. Henrys freie Hand tastete nach ihrer Hüfte. Es war eine leichte, freundliche Berührung, die nichts Bestimmtes zu suchen schien. Helen begann ihren Körper zu wiegen und erwiderte den sanften Druck, woraufhin sich automatisch auch Henrys Hüften bewegten und sie für einen Moment miteinander tanzten. Zu Chopins *Andante*, oder war es zu dem Ravel? Egal. Helen schmiegte sich an Henry. Seine Nase berührte ihren Haaransatz, und sie hörte, wie er mit einem leisen Seufzer ihren Geruch einsog.

Bitte, sag mir nicht schon wieder, wie gut ich rieche, dachte sie, kurz bevor er anfang: »Du riechst einfach wunderbar.«

»Jasmin«, erwiderte sie trocken. »Und Gardenie.«

Zu ihrer Überraschung kapierte Henry sofort und schüttelte reumütig den Kopf. »Stimmt. Natürlich.«

»Mit einem pfeffrigen Hauch von Rosen –«

»– auf einem Fond aus Sandelholz und Iris«, ergänzte er.

»Wenigstens hörst du zu.«

»Du machst mir Angst«, sagte er niedergeschlagen. »Und ich weiß nicht, warum.«

Seine Verletzlichkeit rührte Helen. Sie legte ihre freie Hand um seinen Hinterkopf, zog sein Gesicht an das ihre und küsste ihn. Henry hatte nicht damit gerechnet und wurde einen Augenblick lang unsicher. Sie küsste ihn intensiver, ließ ihre Zunge sanft tastend um die seine spielen. Weil sein Unterleib wieder von dem ihren weggerückt war, griff sie nach seinem Gürtel, holte Henry ganz nahe an sich heran und schob ihm ihren rechten Oberschenkel zwischen die Beine. Sie spürte, dass die Berührung ihrer Körper ihn erregte, dass er instinktiv zusammenzuckte wie ein Fisch am Haken, wenn die Angelschnur straff gezogen wird. Und tatsächlich versuchte er, sich von ihr zu lösen und wieder die Kontrolle über sich zu erlangen, aber sie hielt ihren Mund fest auf den seinen gepresst. Beharrlich, zärtlich, mit der Hand in seinen Haaren, bis endlich etwas in ihm nachgab und auch er sie küsste. Er fügte sich in sein Schicksal, wie sie sich in das ihre gefügt hatte. Seine Zunge erwachte in ihrem Mund, und sie fühlte seine Hände, warm und begierig, auf ihren nackten Schultern. Sie brachte sein Blut in Wallung, ließ seine Energie sich mit der ihren vereinen und wie höher und höher schlagende Wellen immer stärker von ihr Besitz ergreifen, bis sie nicht mehr wusste, wo er aufhörte und sie anfang, als wären sie zwei Kammern ein und desselben Herzens, vereint durch einen starken, gemeinsamen Sog. Und dann brach sie abrupt ab und trat einen Schritt zurück.

Henry schaute sie benommen an. Er keuchte ein wenig, und seine Haare waren durcheinander und standen an der Seite ab. Helen streckte die Hand aus und strich sie ihm glatt.

»Ich habe auch Angst, Henry«, sagte sie sanft. »Spürst du das nicht? Das gehört dazu. Ohne Angst ist es nur halb so schön.«

Er lachte nervös und schüttelte den Kopf, als könnte er dadurch klarer denken. Helen hielt den Atem an und nahm wahr, wie zwischen ihnen das Leben pulsierte, so zart und warm, so real und greifbar wie ein frisch gelegtes Ei. Sie erkannte die darin enthaltenen Möglichkeiten, aber auch seine Zerbrechlichkeit. Sei echt, dachte sie. Bitte. Bitte, bitte, bitte. Verarsch mich nicht. Nutze deine Chance.

Aber Henry sagte mit beruhigender Stimme: »Keine Angst, Süße, bei mir bist du sicher. Das verspreche ich dir.«

»Wahrscheinlich hast du Recht«, sagte Helen und spürte, wie eine seltsame Traurigkeit durchsichtig und zäh aus der zerbrochenen Schale floss.

Danach fühlte er sich wieder sicherer, und für Helen wurde es anstrengend. Sie blieben stehen und knutschten herum wie zwei Highschoolkids am Ende der großen Pause im Schulflur. Henry küsste gut und konzentriert mit flinker Zunge und viel Handarbeit. Gestärkt durch seinen soeben errungenen Sieg gegen die Dämonen der Verletzlichkeit wurde er sogar ein wenig aggressiv, wenn er ihre Brüste in seine Hände nahm oder mit einer fast ans Komische grenzenden Leidenschaft ihren Po durchknetete. Das Ei ist zerbrochen, dachte Helen. Deine Chance ist vorbei. Aber Henry war sich seiner Sache so sicher, dass er zielstrebig wie ein Handwerker voringing. Und wie jedes Mal fragte sie sich, ob das, was sie vorhin von ihm erahnt hatte, eine Täuschung gewesen war, ob sie es sich nur deshalb eingebildet hatte, weil sie es unbedingt sehen wollte, und sei es auch nur für einen noch so kurzen Augenblick. Aber das war nun nicht mehr wichtig. Die Mühl-

steine der Vergangenheit waren wieder ins Mahlen gekommen, und jetzt ging es nur noch darum, die Sache zu Ende zu bringen.

Bevor sie ins Bett stiegen, schickte sie ihn ins Wohnzimmer, um den *Bolero* abzustellen. Die Bitte schien Henry zu überraschen und sogar ein wenig zu ärgern. Vielleicht fand er, dass sie eine Banausin war, vielleicht hatte er auch nur etwas gegen die kurze Verzögerung. Aber er tat ihr den Gefallen. Während er im Wohnzimmer war, schaltete Helen den Chopin aus.

»Könntest du bitte auch noch die Vorhänge im Wohnzimmer zuziehen?«, rief sie in die ebenso plötzliche wie angenehme Stille hinein.

»Wieso denn?«, fragte er mit einem Anflug von Groll in der Stimme. Seine Pikiertheit machte es irgendwie leichter für Helen.

»Das ist ein Zeichen für meinen eifersüchtigen Freund. Er steht draußen auf der Straße und wartet nur darauf, dass er hereinstürmen und dich umbringen kann.«

»Ha ha«, lachte Henry gekünstelt und wohl nur, um sie bei Laune zu halten. Kurz darauf hörte Helen das Gleiten des Vorhangs in der Schiene.

Sie streifte ihre Stöckelschuhe ab und stieg aus ihrem Kleid, das seidig raschelnd zu Boden sank. Sie hatte das glatte, blaue Kleid mit den Spaghettiträgern extra deshalb gewählt, weil sie es so leicht ausziehen – und ebenso rasch wieder anziehen – konnte. Helen trug keine Unterwäsche. Das tat sie nie beim ersten Mal. Sie liebte schöne Unterwäsche zu sehr, um sie sich von irgendwelchen geilten Idioten vom Leib reißen zu lassen, denen es nur darum ging, möglichst schnell zur Sache zu kommen. Schöne Unterwäsche trug sie beim zweiten Mal, aber ein zweites Mal hatte es bei ihr schon seit Jahren nicht mehr gegeben.